

Till Bastian

Wie wir wurden, was wir werden

Sachbuch Psychosozial

Till Bastian

Wie wir wurden, was wir werden

Die Evolution des Seelenlebens

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Überarbeitete und aktualisierte Neuauflage der Ausgabe von 2010
(Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht). Titel der Originalausgabe:

Die Seele als System. Wie wir wurden, was wir sind.

© 2017 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee, *Im Bachschen Stil*, 1919

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTEC-Software, me-ti GmbH, Berlin

ISBN 978-3-8379-2660-6

Inhalt

Vorbemerkung	9
Wie dieses Buch entstanden ist	
Einführung	13
Von der Struktur zur Funktion: Systemtheorie und systemische Betrachtungsweise	
Erstes Kapitel	47
Grundelemente des Seelenlebens: Wie wir wurden, was wir sind – eine ruhelose Spezies	
Zweites Kapitel	65
Subjektivität, Mentalisierung und »Todesprinzip«: Wie wir das werden, was wir nun einmal sind – Individuen	
Drittes Kapitel	93
Was uns erregt: Zur Theorie der Affekte	
Viertes Kapitel	109
Wie wir das Dasein bewältigen: Zur Theorie der Lebensbalancen	

Fünftes Kapitel	123
Was uns bewegt: Zur Theorie der Motivation	
Sechstes Kapitel	149
Wie alles ineinander greift: Seelenleben und soziale Interaktion	
Siebtes Kapitel	157
Was ist das, was wir »Psychotherapie« nennen – und was kann sie leisten?	
Ein aktuelles Schlusswort	179
Zur Gefahr der »Burn-out-Epidemie«	
Anhang	189
Noch einmal das Leib-Seele-Problem	
Literatur	207

»Man hat nicht genug Aufmerksamkeit auf die vermischten Charaktere gewandt, zwischen welchen doch das ganze Menschengeschlecht hinschwimmt.

Die Menschen, gut und böse, sind nicht ganz der Güte oder der Bosheit ergeben; sie haben Augenblicke, worin sie ruhn, so wie sie Augenblicke haben, in welchen sie handeln, und die Schattierungen der Tugenden und der Laster sind von unendlicher Mannigfaltigkeit.

Welche eine neue Entwicklung für diejenigen, die sich auf die Mischung der Farben verstehn, die da wissen, was in der nämlichen Person Niederträchtigkeit und Größe der Seele, Unbändigkeit und Mitleiden verbindet.«

*Louis-Sébastien Mercier (1740–1804),
Über das Theater (1773)¹*

1 Louis Sébastien Mercier (1740–1804) ist durch seine Theaterstücke, vor allem aber durch seinen utopischen Roman *Das Jahr 2440. Ein Traum aller Träume*, erschienen 1771, deutsch 1782, bekannt geworden. Darin heißt es: »Aber, mit Erlaubniß, wer ist denn der Mann, den ich mit einer Maske vor dem Gesichte vorübergehen sehe? Wie eilfertig er geht! Er scheint auf der Flucht zu seyn. – Es ist ein Schriftsteller, der ein schlechtes Buch geschrieben [...]«

Vorbemerkung

Wie dieses Buch entstanden ist

»Warum kann der lebendige Geist
dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht,
ach! schon die *Seele* nicht mehr.«

Friedrich Schiller (1759–1805)

Unter der menschlichen »Seele«, wie sie in diesem Buch betrachtet und als ein *systemischer Zusammenhang verschiedener Funktionen* abgehandelt werden soll, verstehe ich ein Ensemble innerer Regulations- und Koordinationsvorgänge, das nur partiell bewusstseinsfähig ist, uns aber häufig gerade dann aktuell bewusst wird, wenn seine einzelnen Komponenten (oder Subsysteme) miteinander in Konflikt geraten.

Diese Definition mag frag- und diskussionswürdig erscheinen – und in der Tat: Sie ist es auch. Ich hoffe, sie wird auf den folgenden Seiten dieses Buches hinreichend erläutert werden. Doch bevor mit diesen Erläuterungen begonnen wird, will ich in aller Kürze schildern, wie es zu der Abfassung des vorliegenden Textes gekommen ist.

Dafür gab es zunächst einen äußeren Anlass: Als ich im Jahr 2009 den Text für mein Buch *Seelenleben* in einer ersten Fassung niedergeschrieben hatte (dieser Band liegt mittlerweile, nämlich seit dem Herbst des Vorjahres, in einer ergänzten und erweiterten dritten Auflage vor, vgl. Bastian, 2016), musste ich nach diesem vollbrachten Werk feststellen, dass ich in jenem vorrangig als Ratgeber, als eine Handreichung für den Alltag verstandenen und daher stark praxisorientierten Band manches theoretische Problem nicht derart ausführlich behandelt hatte, wie nicht nur ich selber das gerne getan, sondern wie es sich vielleicht auch manche Leserinnen und Leser gewünscht hätten; es gab also noch zusätzlichen, bis dato unbefriedigten Erläuterungs- und Erklärungsbedarf. Eben deshalb keimte in mir der Wunsch, in Ergänzung zu jener »Bedienungsanleitung für unsere Psyche« (so der Untertitel des genannten Buches) noch ein umfangliches, stärker theoretisch gehaltenes Manual für alle diejenigen abzufassen, die den Wunsch empfinden, tiefer in die Probleme des

eigenen, aber auch des fremden Seelenlebens einsteigen zu wollen: eben jenes Buch, das Sie jetzt in Ihren Händen halten und hoffentlich mit Gewinn lesen werden.

Es gibt aber noch einen zweiten, tiefer liegenden Grund für die Niederschrift des vorliegenden Textes, und der reicht etliche Jahre in die Vergangenheit zurück. Er hat mit Gedanken über das Wechselspiel von Struktur und Funktion zu schaffen, die mich nicht erst seit gestern plagen, und diese Grübeleien sind mächtig befördert worden durch die Erlebnisse auf einer Reise in die Toskana am Ende des 20. Jahrhunderts. Was soll das heißen, wie kann das sein? Man höre selbst!

*

Vinci, ein kleines toskanisches Dorf in den Hügeln nördlich des Arno, würde wohl kaum je von einem Touristen besucht werden, wenn der in der Nähe der bekannten Thermalquellen von Montecatini gelegene Ort nicht durch einen von eben hier stammenden Mann weltweite Berühmtheit erlangt hätte. Just in diesem unbedeutenden Fleck wurde nämlich am 15. April 1452 von einem Bauernmädchen namens Catarina der uneheliche, später auf den Namen Leonardo getaufte Sohn des Notars Ser Pietro in die turbulente Welt der italienischen Renaissance hineingeboren, in der er als Maler und Bildhauer, als Architekt und Ingenieur, Kunsttheoretiker und Naturforscher rasch große Bedeutung zu erlangen vermochte. In einem der Museen von Vinci sind einige von Leonardos kühnen Entwürfe nachträglich realisiert und in der von ihrem Konstrukteur geplanten Größe zur Schau gestellt worden, unter anderem jenes berühmte Fahrrad, dessen Skizze erst am Ende des 20. Jahrhunderts auf einer zuvor verklebten Rückseite des sogenannten »Codice Atlantico« gefunden worden ist (ob sie nun vom anno 1519 verstorbenen Großmeister selber oder von einem seiner Schüler stammt, gilt bis dato als nicht mit letzter Sicherheit geklärt!).

Der Betrachter, der vor diesem Gerät steht, ist zunächst verblüfft von der Ähnlichkeit, die es zu einem modernen Fahrrad aufweist. Freilich ist es aus Holz gefertigt, die Räder und das Rahmengestell sind augenscheinlich recht schwer und wirken klobig. Es ist nun gewiss nicht der Fehler des Leonardo aus Vinci gewesen, dass er – oder wer auch immer aus seiner Werkstatt der geniale Zeichner gewesen sein mag – noch keine Kugellager zur Verfügung hatte, keine Gummireifen, kein Aluminium, und auch sonst so gut wie nichts, was für uns als moderne Feinmechanik selbstverständlich geworden ist. Auf diesem Rad zu

fahren, und das obendrein auf den holprigen Gassen und Landstraßen des Cinquecento, hätte gewiss eine bemerkenswerte Tortur bedeutet, und vermutlich wäre das gesamte Gerät schon nach einer kurzen Wegstrecke in Stücke auseinandergebrochen. Möglicherweise ist es eben deshalb auch gar nicht erst gebaut worden.

Nun spricht es nicht gegen die Genialität einer Konstruktion, dass das Handwerkszeug und das Material, dessen es für ihren praktischen Betrieb bedurfte hätte, zum Zeitpunkt des Entwurfs noch nicht vorhanden war; möglicherweise werden wir, als retrospektive Besserwisser, sogar geneigt sein, unter solchen Umständen die Kühnheit der unzeitgemäßen Vision erst recht zu bewundern. Erst recht wird auch niemand fordern wollen, ein »Fahrrad von heute« müsse aus Holz gebaut sein, nur weil Leonardo selbst zu seiner Zeit mangels anderer Materialien ein hölzernes Rad konzipiert hatte.

Wie dem auch sein mag – zu den großen Bewunderern Leonardos gehörte jedenfalls auch der Wiener Nervenarzt, Privatdozent und spätere außerplanmäßige Professor Sigmund Freud (1856–1939). Auch er war ein genialer Konstrukteur, auch er musste sich bei der Niederschrift seiner Visionen mit jenem »Baumaterial« zufrieden geben, das seine Zeit ihm zur Verfügung stellen konnte. Sollen wir deshalb den »psychischen Apparat«, den Freud entworfen hat, nach dem Kenntnisstand des frühen 20. Jahrhunderts rekonstruieren? Oder erweisen wir Freuds revolutionären Ideen nicht eher dann die beste Reverenz, wenn wir das Wissen und die Möglichkeiten der Gegenwart zurate ziehen, um die Funktion des Systems »Seelenleben« konstruktiv erhellen zu können? Just zu diesem Zweck ist der vorliegende Text in seiner ersten Fassung im Jahr 2009, exakt 70 Jahre nach Freuds Tod anno 1939, niedergeschrieben worden.

Bei dieser Verschriftung meiner eigenen Visionen folge ich einem zentralen Gedankengang, der an seinem Ende in einen praxisbezogenen Vorschlag mündet. Damit meine ich ein Konzept, demzufolge

- wir nicht mehr von einer seelischen Struktur sprechen sollten, die wir in verschiedene Instanzen (oder Substrukturen) aufgliedern – beispielsweise, wie Sigmund Freud, in *Es*, *Ich* und *Über-Ich* – und dann dem (vergegenständlichten) Bewusstsein oder dem Unbewussten zuordnen;
- wir der seelischen Realität vielmehr sehr viel besser gerecht werden, wenn wir ein System verschiedenartiger seelischer Funktionen annehmen, die in einem *Wirkungsgefüge* miteinander vernetzt sind und deren jeweilige Qualität (etwa: zu interpretieren, zu bewerten oder zu bewältigen) unter bestimmten Bedingungen bewusst wird und unter anderen unbewusst bleibt.

Ich werde dieses Konzept nicht nur umreißen, sondern auch auf seine praktische Verwendbarkeit hin zu überprüfen suchen. Ich hoffe, damit ein Weiterdenken und eine Diskussion anzustoßen, die bei dem Bemühen weiterhilft, dem gerade heute so dringend erforderlichen psychotherapeutischen Handeln die notwendige allgemein anerkannte theoretische Grundlage zu verschaffen.

Till Bastian

Nachbemerkung

Die erste Fassung dieses Textes entstand im Winter 2009/2010. Die Niederschrift der hier vorliegenden überarbeiteten Neuausgabe erfolgte im Sommer 2016.

Einführung

Von der Struktur zur Funktion: Systemtheorie und systemische Betrachtungsweise²

»Die Eigenschaften, die einem Objekt im Allgemeinen nachgesagt werden, sind bei genauerer Betrachtung Namen für sein Verhalten.«

W. Ross Ashby (1903–1972)

Von einer »Struktur« oder von der Mehrzahl dieses Wortes, also von »Strukturen« sprechen wir im Alltag durchaus geläufig und meistens recht unbefangen – von der Struktur einer Tapete ist in unserer Umgangssprache daher ebenso die Rede wie von der eines Artikels oder eines Ameisenhügels; es scheint sich mithin um eine Eigentümlichkeit zu handeln, die auch Dingen gemeinsam sein kann, die ansonsten voneinander sehr verschieden sind. Vielleicht, so lässt sich fragen, wird mit dieser Redewendung ja auch Schindluder getrieben? Der Begriff »Struktur« gehöre, schreibt mit einem entsprechenden kritischen Unterton der Philosoph Friedrich Kambartel (geb. 1935), »zu den ebenso häufig wie vage und vieldeutig verwendeten Ausdrücken unserer Wissenschafts- und Bildungssprache. Nicht selten ist sein Gebrauch allerdings ohne terminologischen Anspruch harmlos metaphorisch, in Anlehnung an die Herkunft des Wortes aus dem Bauwesen, gemeint« (Krings et al., 1974, S. 1430). Wird er als eine solche »harmlose Metapher« verwendet, so mutet der von dem lateinischen Verbum »struere = bauen« abgeleitete Begriff den aufmerksamen Leser dann allerdings auch als recht beliebig, oft sogar als überflüssig an – man könnte meist ebenso gut (wenngleich schlichter) vom »Aufbau« oder vom »Gefüge« sprechen.

Im Sinne von »Bauplan« oder »Konstruktion« scheint, jedenfalls auf den ersten Blick, auch Sigmund Freud das Wort Struktur gebraucht zu haben. Etwas komplizierter liegen die Dinge aber doch. Ihm, dem mutigen Forscher und Kon-

2 Dieses einführende Kapitel gibt einige allgemeine Hinweise zum Ziel und zur Methode des vorliegenden Buches, das freilich auch ohne Kenntnis dieser Erläuterungen gelesen und verstanden werden kann. Es ist nämlich vor allem für die theoretisch und methodologisch Interessierten unter meinen Leserinnen und Lesern verfasst und kann von all jenen, die sich diesem Kreis nicht zugehörig fühlen, ohne Schaden überblättert werden.

quistador, der seine neue Welt »vom Seelenende her« verstehen – und erobern – wollte, sind bei seinem langjährigen psychoanalytischen Feldzug zwei Themen stets besonders wichtig gewesen, die er sich offenbar intensiv miteinander verknüpft oder verklammert dachte: Erstens legte er großen Wert auf die Erhellung eben jener *Struktur* des von ihm mehrfach beschriebenen »psychischen Apparats«, worunter er vor allem dessen räumliche Ausdehnung verstand, die er in seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* mit zwei nebeneinanderliegenden Zimmern verglich: einem großen Vorraum und einem kleineren Salon, deren Verbindungstüre von einem Wächter beobachtet wird (vgl. Freud, 1916–17a, S. 305). Freilich ist schon hier eine erste Inkonsequenz zu bemerken, denn dem *Grundriss* (zwei benachbarte Zimmer mit einer sie verbindenden Türe) wird ja offensichtlich noch eine in diesem Plan nicht enthaltene *Funktion* hinzugefügt: der Wächter, der nicht jedermann die Türe passieren lässt (ließe er nämlich jeden hindurch, wäre er überflüssig!). Diese Vermischung haftet dem gesamten Theorieentwurf Freuds bis in seine letzten Schriften an – immer wieder sprach er vorrangig von der topografischen Ähnlichkeit dieses seelischen »Apparats« mit einem aus diversen Einzelteilen zusammengesetzten Gerät, etwa einem Fernrohr oder einem Mikroskop; ein Vergleich, den er über viele Jahrzehnte beibehielt, und den er in der *Traumdeutung* von 1900 ebenso erwähnt wie im *Abriß der Psychoanalyse* anno 1938 (vgl. Freud, 1900a, S. 541; sowie Freud, 1940a [1938], S. 67). Dass die »psychologische« Topologie mit einer anatomischen nichts gemein habe, sondern dieser völlig selbstständig gegenüberstehe, hat Freud ebenfalls immer wieder betont – was freilich dann erst recht die Frage aufwirft, was unter einer solchen seelischen »Ortskunde« (denn das ist das deutsche Wort für Topologie) nun eigentlich zu verstehen sei.

Wie auch immer, die vielfältigen Veränderungen, die sich im Lauf etlicher Jahre in der von Freud verschrifteten Bilderwelt vollzogen haben, werden von nicht wenigen Autoren als ein Wechsel von der Topologie (oder Topografie) zur Strukturtheorie bezeichnet (vgl. auch Mertens, 1992a: »Die Strukturtheorie löste die topographische Theorie ab«), freilich, ohne dass dabei genauer erklärt werden würde, worin der Unterschied zwischen »Topografie« und »Struktur« denn nun bestehen soll – offensichtlich ist die Terminologie ja hier wie dort auf *räumliche Verhältnisse* bezogen. Überhaupt wird das Freud'sche Verständnis von »Struktur« nur sehr selten hinterfragt oder gar kritisch erläutert, was angesichts seiner zentralen Stellung im Theoriegebäude doch ein wenig seltsam anmutet. Bei Jean Laplanche und Jean-Bernard Pontalis fehlt dieses Stichwort ebenso (denn auf »Strafbedürfnis« folgt hier »Sublimierung«, vgl. Laplanche & Pontalis, 1972) wie 20 Jahre später bei Wolfgang Mertens (dort schließt sich die »Sublimierung«

der »Sprachverwirrung« an, vgl. Mertens, 1992b), und auch in einem Standardwerk wie dem bekannten zweibändigen Lehrbuch von Hans Thomä und Horst Kächele wird man eine Diskussion der Freud'schen Strukturtheorie oder – treffender gesagt – der von Freud bevorzugten *Strukturmetaphorik* vergeblich suchen (Thomä & Kächele, 1996). Dennoch wird bei einer eingehenden Betrachtung immer wieder deutlich werden, dass dieses Defizit nicht selten in begriffliche Unschärfe und terminologische Schwierigkeiten mündet – etwa dann, wenn Joachim Küchenhoff in ganz anderem Zusammenhang beiläufig, aber zutreffend bemerkt, dass man eigentlich nicht »ich-synton«, sondern »selbst-synton« sagen und schreiben müsse (Küchenhoff in Schlösser & Höhfeld, 1998, S. 14)³. Damit wird jedoch zugleich auf einen anderen, gleichfalls nicht unproblematischen Begriff, eben auf das »Selbst«, verwiesen, der sich weder in dem frühen, zweigliedrigen, »topografischen« Modell Freuds findet (denn dieses geht, wie schon erwähnt, von zwei Räumen mit einer bewachten Verbindungstüre aus), noch im späten, ausgereiften »Strukturmodell« mit seinen berühmten drei »Instanzen« oder »Provinzen«, nämlich »Es«, »Ich« und »Über-Ich«. Spätere Autoren haben aus unterschiedlichen Gründen das von ihnen als »Selbst« bezeichnete Phänomen diesem Drei-Instanzen-Strukturmodell gegenübergestellt oder zu dessen Ergänzung benutzt (oft verknüpft mit der Verwendung begrifflicher Neuschöpfungen recht unglücklicher Art wie etwa dem Terminus »Selbstopathologie«), wobei sich bis heute keine einheitliche Definition des Begriffes »Selbst« hat durchsetzen können.

*

Ich möchte indessen zunächst noch einen anderen Gesichtspunkt erörtern, dem Freud allem Anschein nach Zeit seines Lebens ähnlich große Wichtigkeit beigegeben hat: Ob er das »Seelenleben« nun »topografisch« oder »strukturell«

3 Über den Begriff des »Selbst«: Dieser eher spät – nämlich von Heinz Hartmann just in Freuds Todesjahr 1939 (Hartmann, 1939) – in die analytische Begriffswelt eingeführte Terminus wird von zwei prominenten Autoren wie Edith Jacobson und Otto F. Kernberg jeweils so gegensätzlich definiert, dass die beiden Begriffsbestimmungen einander schlicht ausschließen, denn für Jacobson umfasst das Selbst die gesamte Person, für Kernberg hingegen ist es ein Teil des Ich (vgl. Jacobson, 1974, S. 17; Kernberg, 1989, S. 335). Ist diese wenig überzeugende Begriffs- und Theoriebildung nicht auch einer zwar geläufigen, aber letztlich doch mit einer Fülle von Unklarheiten behafteten »Strukturmetaphorik« geschuldet? Dies wird besonders deutlich, wenn dann Begriffe wie »Selbstopathologie« etc. ergänzend hinzutreten. Vgl. dazu auch die Ausführungen zu »Strukturschäden« auf S. 32ff.!

zu beschreiben suchte – es ging ihm dabei immer um den Fluss von »Energie« zwischen jenen »Instanzen« oder »Provinzen« des in diesem Bemühen von ihm entworfenen seelischen »Apparates«. Dieser Energiefluss resultiert, wie Freud meinte, aus dem Bestreben dieses seelischen Apparates, »die in ihm vorhandene Quantität von Erregung möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu halten« (Freud, 1920g, S. 5). Dahinter stecke, so glaubte Freud, ein noch allgemeineres »Trägheitsprinzip«, von dem das gesamte organische Leben dominiert werde.

Dieses allgemeine organische Trägheitsprinzip wie auch sein Spezialfall, die hypothetisch unterstellte Energie-Konstanz beim Betrieb des seelischen Apparates, haben sich von der Wissenschaft allerdings nicht bestätigen lassen. Dies gilt auch für den »Energiefluss« überhaupt, der, wenn er denn stattfindet, nach gegenwärtiger Auffassung für das »Seelenleben« irrelevant sein dürfte. Wenn wir uns also vor Augen halten, wie Freud – mit seinen Forschungen immerhin bereits vor über hundert Jahren beginnend – den »Aufbau«, das »Gefüge« des Seelenlebens beschrieben hat, so müssen wir heute beide Komponenten seiner Theorie hinterfragen, nämlich sowohl die Zahl der »Bauteile« (oder, mit einer im vorliegenden Text bevorzugten Ausdrucksweise gesprochen, der »Subsysteme«), wie auch die Art der Wechselwirkungen zwischen ihnen. Für die Beschreibung dieser Wechselwirkungen hatte Freud – wie auch sein Wiener Nachbar, Medizinerkollege und geisteswissenschaftlicher Gegenpol, Konrad Lorenz (1903–1989), der Freud um ein halbes Jahrhundert überlebt hat – überwiegend aus der Hydraulik, also aus der Physik der Flüssigkeiten entlehnte Metaphern verwendet (populär ist beispielsweise die Redewendung vom »Triebstau« geworden), weshalb dieses Modell der Psyche später gerne – allerdings nicht vom Urheber selbst – als »psychohydraulisch« bezeichnet worden ist. Der Psychoanalytiker John Gedo (geb. 1927) wählte sogar, ein verblüffend einfaches Fundament für dieses hydraulische Triebmodell gefunden zu haben. Für ihn spiegelt der Freud'sche Triebbegriff schlicht und einfach »den Vorgang der Urinausscheidung wieder: Etwas stellt sich fortlaufend her, sammelt sich an und erzeugt Druck und Not, um nach einer Weile des Widerstandes mit Befriedigung und Erleichterung entladen zu werden« (Gedo, 1996, S. 388). Wie man darüber auch denken mag – es ist einleuchtend, dass wir heute differenziertere Konzepte brauchen, um der Vielfalt menschlicher Antriebe gerecht werden zu können (eine bündige Kritik dieser »Psychohydraulik« in der theoretischen Welt von Konrad Lorenz findet sich zum Beispiel bei Norbert Bischof, 1985, S. 152ff.).

Freuds theoretische Gesamtkonzeption, seine »Metapsychologie« (er benutzte diesen Begriff in einem bewusstem Rückbezug auf die »Metaphysik« des Aristoteles), in die bekanntermaßen jener »topische« (oder »strukturelle«)

ebenso wie der »energetische« (oder »ökonomische«) Aspekt als wesentliche Bestandteile des Theoriegebäudes integriert sind, ist freilich selbst Resultat einer Verdrängung – jedenfalls dann, wenn wir dieses Wort in seinem ursprünglichen, hier tatsächlich topografischen Sinn gebrauchen, also synonym mit »dislozieren«. Aus dem später – zum Beispiel im *Abriß* von 1938 – der Weltöffentlichkeit dargelegten Lehrgebäude »verdrängt« wurde nämlich Freuds eigener genialer »Entwurf einer Psychologie«, den er anno 1895 als noch nicht 40-jähriger Arzt, aufbauend auf einer soliden neurobiologischen Ausbildung, verfasst hatte und den er zeitlebens nicht veröffentlichen wollte (Freud, 1950c [1895]). Es scheint, als sei ihm dieser außerordentlich bemerkenswerte Text später peinlich gewesen – dies allerdings sehr zu Unrecht, denn der Autor Freud des Jahres 1895 war, so konstatierte der Hirnforscher Gerhard Roth rund einhundert Jahre später, »einer der Ersten, der die Idee vortrug, dass das Gehirn aus untereinander verknüpften Neuronen besteht, die dadurch komplizierte Nervenetze bilden, und dass sich aus der Art der Verknüpfung der Neuronen die Funktion dieser Nervenetze ergibt« (Schiepek, 2003, S. 29). Der uns heute ganz selbstverständliche Begriff der *Synapse*, von dem Physiologen Claude Sherrington (1857–1952) im Jahr 1897 in die wissenschaftliche Literatur eingeführt, war Freud zwei Jahre zuvor bei der Abfassung seiner Forschungsarbeit von 1895 (die er selbst »Psychologie für Neurologen« hatte nennen wollen, vgl. Jones, 1984, S. 444), noch nicht verfügbar gewesen. Freuds getreuer Schüler und Biograf Ernest Jones

erkannte aber schon 1953, dass Freuds gedankliche Konstruktion »vor kurzem unter dem Einfluß der neueren Forschungen auf dem Gebiet der sogenannten Kybernetik wieder auflebte. Es wäre interessant, den Zusammenhängen zwischen Freuds erstem Versuch und der modernen Auffassung nachzugehen« (ebd., S. 427). In der Tat! Ein namhafter Wissenschaftler und Hirnforscher der Gegenwart, Manfred Spitzer, charakterisierte diesen Zusammenhang exakt 50 Jahre nach Jones beiläufiger Bemerkung so:

»Freud hatte offenbar erkannt, dass ihn diese Modelle nicht weiterbrachten [...]. Der Grund hierfür ist aus heutiger Sicht sehr einfach: Vor einem Jahrhundert gab es den für das Verständnis von Neuronen wesentlichen Begriff der *Information* noch nicht. Erst dieser von Shannon und Wiener mathematisch präzisierte Begriff erlaubte es, Neuronen ganz neu zu betrachten, das heißt als Speicher und Leiter von Informationen (und *nicht* von Energie)« (Schiepek, 2003, S. 42).

Ohne die Leistungen des genialen Forschers Freud schmälern zu wollen, der es ja nicht zu verantworten hatte, dass zu seiner Zeit der uns nicht nur ge-

läufige, sondern zugleich die Grundlage der modernen Massenkommunikation bildende Shannon-Wiener'sche (oft auch und vermutlich besser Shannon-Weaver'sche) Informationsbegriff noch unbekannt gewesen ist, muss summa summarum festgehalten werden, dass sein »energetisches« Modell der Motivation heute nicht mehr haltbar bzw. inadäquat geworden ist. Wenn etwas im Nervensystem »fließt«, dann ist es eben Information, und diese ist stets unabhängig von ihrem stofflichen Träger, ebenso wie von der Energieform, die einen solchen Informationsfluss in Gang halten mag. Eine Theorie, die diesem Sachverhalt nicht (mehr) gerecht wird, kann nicht als zukunftsfähig gelten (siehe hierzu auch das Beispiel in Abbildung 2).

*

Was also jenen seelischen »Apparat« betrifft, dessen (dreiteiliger) Aufbau in herkömmlicher Terminologie meistens als »Struktur« bezeichnet wird, so könnte man die Freud'sche Untergliederung in Es, Ich und Über-Ich möglicherweise – mit Vorsicht – weiter benutzen, sofern man sich dabei dessen eingedenk bliebe, dass es sich erstens *eben nicht* um einen *stoffliches Gefüge* handelt (also um das, was uns Metaphern wie die vom »Bau« oder vom »Apparat« nun einmal nahe legen), sondern um ein *Gefüge von Wirkungen* – und eben das ist auch der Grund, weshalb, wie später ausführlich begründet werden wird, besser nicht von »Struktur«, sondern von »System« gesprochen werden sollte. Zweitens ist festzuhalten, dass der biologische Unterbau dieser (wie auch immer verstandenen) *Wirkgrößen*, an die man, wenn man möchte, auch die Etikette »Es«, »Ich« und »Über-Ich« kleben mag, nicht als eine Art »brodelnder Dampfkessel« betrachtet werden darf, der durch die Heizleistung zweier Grundtriebe, Eros und Thanatos, mit (Wärme-)Energie aufgeladen wird, sondern um ein aus etlichen miteinander interagierenden Subkomponenten bestehendes Motivationssystem, das sich in seinem Komplexitätsgrad zu Freuds 1923 konzipierter Modellvorstellung etwa so verhalten dürfte wie ein moderner Computer zum Räderwerk einer mechanischen Uhr aus der frühen Neuzeit.

Es wäre allerdings nur konsequent, über neue, adäquatere Denkmodelle nachzusinnen. Just dies ist der Weg, den das vorliegende Buch beschreitet, und wie bereits angedeutet worden ist, wird der Systembegriff dabei im Zentrum stehen. Eines der ersten Themenfelder, auf dem ich meine theoretischen Überlegungen praxisorientiert veranschaulichen möchte, wird, dem oben Gesagten entsprechend, in einem späteren Kapitel das *Motivationsgefüge* sein, denn gerade das Thema »Motivation«, also die Erhellung unserer inneren »Wirkkräfte« oder

»Beweggründe«, ist – so paradox sich das auch anhören mag – von der Tiefenpsychologie bisher stark vernachlässigt worden, möglicherweise in der (irrigen) Überzeugung, durch Sigmund Freuds dualistische Triebtheorie sei dieses überaus wichtige Thema bereits hinreichend abgearbeitet worden.

Beides – die Kritik der Begriffe und die Skizzierung möglicher Alternativen – möchte die vorliegende Arbeit zumindest in Ansätzen leisten. Um diesem ehrgeizigen Ziel näher zu kommen, ist zunächst freilich noch ein wenig Theoriearbeit vonnöten, die Leserin und Leser mir hoffentlich nicht verübeln werden. Für dieses Unterfangen existiert ein passender Wahlspruch: »Es gibt keine Landstraße für die Wissenschaft, und nur diejenigen haben Aussicht, ihre lichten Höhen zu erreichen, die die Mühe nicht scheuen, ihre steilen Pfade zu erklimmen« (Marx & Engels, 1965 [1872], S. 434).

*

Wie eingangs bereits erwähnt worden ist, stammt die Vorlage für die Strukturmetapher ursprünglich aus dem Bauwesen bzw. aus der Architektur. Es geht bei der Benutzung dieser Redewendung um ein Gefüge aus mehr oder minder sinnreich ineinander gefügten Einzelteilen, die der gesamten Konstruktion ihre Gestalt verleiht. Naheliegenderweise haben alle Autoren, die den Strukturbegriff auf andere Bereiche übertragen haben – von Wilhelm Dilthey über Sigmund Freud bis zu Eduard Spranger, um nur drei bekannte Vertreter der »klassischen« Humanwissenschaften zu nennen –, immer Wert auf die Beziehung zwischen dem »Teil« und dem »Ganzen« gelegt. Bei Spranger kommt diese Qualität, die freilich schon Dilthey in seiner ersten »Studie zur Grundlegung der Geisteswissenschaften« (1905) beschrieben hatte, besonders prägnant zum Ausdruck:

»Gegliederten Bau oder Struktur hat ein Gebilde der Wirklichkeit, wenn es ein Ganzes ist, in dem jeder Teil und jede Teilfunktion eine für das Ganze *bedeutsame* Leistung vollzieht, und zwar so, dass Bau und Leistung jedes Teiles wieder vom Ganzen her bedingt und folglich nur vom Ganzen her verständlich ist« (Spranger, 1949, S. 8).

Die Rede von einer »Leistung« und, dazu synonym, von einer »Funktion« kann freilich nichts daran ändern, dass dem solcherart ein- und abgegrenzten Strukturbegriff etwas Starres, etwas Festes anhaftet. Bei einer derartigen Struktur (das Wort wird, wie aus dem Zitat ersichtlich, auch von Spranger als gleichbedeutend mit »Bau« verwendet) denken wir allemal eher an grobstoffliche *Dinge* als an

flüchtige *Vorgänge*, eher an einen *Gegenstand* als an einen *Prozess*; just so hatte es ja auch Sigmund Freud in seiner »Strukturtheorie« gehalten, als er – wie schon erwähnt – in seinem *Abriß der Psychoanalyse* (1940a [1938]) den von ihm dort beschriebenen »psychischen Apparat« mit einem Mikroskop oder einem Fernrohr verglich. Die Frage ist deshalb durchaus gerechtfertigt, ob dieser Begriff auch dann noch brauchbar ist, wenn es darum geht, die Ereignisketten oder Wirkungsgefüge in jener Sphäre zu beschreiben, die wir einstweilen noch als »Seelenleben« bezeichnen wollen; einer Sphäre, in deren Bereich offenkundig unsere wichtigsten Vitalvorgänge (oder Lebensprozesse) ablaufen. Halten wir uns – beispielsweise – das Ensemble jener Prozesse vor Augen, die die Tiefenpsychologen gerne mit dem Wort »Abwehrmechanismus«, die Verhaltenspsychologen hingegen als »Coping-Strategien« zu beschreiben pflegen (und die im dritten Kapitel dieses Buches ausführlich untersucht werden sollen): Der fragliche Vorgang erinnert doch schon bei erster, flüchtiger Betrachtung nicht so sehr an einen *Bauteil* eines Fernrohres, etwa an seine Linse, sondern weit eher an einen *Regelungsvorgang*, also beispielsweise an jenen Mechanismus der »Scharfeinstellung«, mit dem manche Objekte verdeutlicht werden, während andere in der Undeutlichkeit verschwimmen. Dieser Vorgang indes ist im »Bauplan« des Fernglases nicht zu finden, obschon dieser Aufbau die technische Grundlage für ihn liefert, ihn also möglich werden lässt!

Betrachten wir zur Verdeutlichung des Gedankenganges ein anderes, ebenfalls recht simples Beispiel, nämlich einen Topf, den ein Koch auf die Kochplatte eines Elektroherdes gestellt hat. Die Struktur dieses Gefäßes ist einfach: ein rundes Metallgefäß mit plan geschliffenem, möglicherweise recht dickem Boden; an den Seiten zwei angeschraubte Henkel, die bei kostspieligeren Exemplaren aus nicht wärmeleitendem Material bestehen, was den Benutzer davor schützt, sich die Finger zu verbrennen. Ein Deckel, eventuell aus Glas, komplettiert das Ganze. Füllen wir Wasser hinein, so scheint das an der Bauweise des Gerätes nicht viel zu ändern, außer dass das Strukturelement »Wasser im Topf« neu hinzukommt. Dieser Eindruck täuscht jedoch: Die Wassermoleküle befinden sich in einem dynamischen Gleichgewicht mit der Luft – etliche Moleküle verdunsten aus der Flüssigkeit in die Luft, andere kondensieren aus der Luft ins Wasser, dessen Volumen sich jedenfalls mittelfristig nicht ändert. Nach einigen Jahren allerdings wäre der Topf ausgetrocknet. Sind wir physikalisch geschult, so *wissen* wir um diese Vorgänge, auch wenn wir nichts von ihnen *sehen* können.

Freilich ändert sich alles dramatisch, sobald wir die Herdplatte einschalten, also den Topf samt seinem flüssigen Inhalt erhitzen (in der Begriffswelt der Synergetik, die später kurz erläutert wird, hieße das »einen Kontrollparame-